

Der ständige Missionsauftrag der Kirche

Vortrag zum Jubiläumsjahr 1984
in St. Ottilien

Walbert Bühlmann OFM^{Cap}, Arth (Schweiz)

Es entbehrt trotz der Jubelstimmung nicht einer gewissen Tragik, daß wir heute gleichsam wie von vorne anfangen und den ständigen Missionsauftrag der Kirche neu beweisen müssen, als ob die 100 Jahre, in denen Missionsbenediktiner und Missionsbenediktinerinnen mit Überzeugung und Erfolg gewirkt haben, nicht in sich selber Beweiskraft wären.

Wir alle wissen, daß in den letzten 20 Jahren in der Kirche wie eine hartnäckige Infektion eine schwere Missionskrise ausgebrochen ist, und dies obwohl nie derart intensiv und theologisch gut von Mission geredet worden ist wie gerade in dieser Zeit. Ich erinnere nur an die fundamentale Missionsbegründung in „Lumen gentium“, ans Missionsdekret „Ad gentes“ und an das Apostolische Rundschreiben „Evangelii nuntiandi“ von Paul VI. Die Krise äußert sich im plötzlichen Mangel an Missionsberufen, infolgedessen in der Überalterung des Missionspersonals, aber auch in der Kritik an den Missionsmethoden der Vergangenheit sowie im Zweifeln am Sinn der Missionierung überhaupt. Der Umstand, daß die Gelder für Missio, Adveniat, Misereor und für die Missionshäuser trotzdem ihre Höhe halten konnten und sogar noch gesteigert wurden, beweist, daß die Krise immerhin nicht total ist.

Jedoch wollen wir jetzt nicht über die Krise jammern, sondern in einem ersten Schritt vor die Krise zurückblicken, in jene Zeit der großartigsten Missionstätigkeit der Kirchengeschichte; dann in einem zweiten Schritt über den Sinn der Krise nachdenken und schließlich nach neuen Impulsen für das weitere Handeln fragen.

I. Die kurze Spanne

Vor 100 Jahren erlebte man einen ungeheuren geistigen Aufbruch. Männer und Frauen, vom Geiste erfüllt, haben die Zeichen der Zeit erkannt und eine ganze Anzahl von Kongregationen für die Schulen, für die Spitäler und vor allem für die Missionen gegründet. Frankreich war mit der Kolonialisierung vorausgegangen und sah die Gründung der Missionare von Lyon, der Spiritaner und der Weißen Väter. 1884 eroberte Deutschland Togo, Kamerun, Deutsch-Ostafrika. 1885 fand der Kongreß von Berlin statt, wo England, Frankreich, Belgien und Deutschland – ohne die Gegenwart eines einzigen Afrikaners – ihre Besitzungen in Afrika abgrenzten und gegenseitig anerkannten. In diese Zeit fiel die Gründung der Missionsbenediktiner und Missionsbenediktinerinnen durch P. Andreas Amrhein, der glaubte, daß die Benediktiner nicht auf den Lorbeeren der Vergangenheit ausruhen und sich mit

der Evangelisierung Europas zufrieden geben sollten. Ihre „ideale Missionsmethode“ sollte nun auch in der neu aufbrechenden Missionsepoche anderer Kontinente Anwendung finden.

Die 100 Jahre, die seither verstrichen, sind im Grunde eine kurze Spanne: die Zeit von drei Generationen. Die meisten von uns haben wohl zwei Drittel dieser Zeit miterlebt. Die Helden der ersten Generation sind gestorben. Ich erwähne davon nur drei Namen: Bischof Cassian Spiss, P. Josef Damm, Bischof Gallus Steiger. Ich bin wiederholt auf dem ersten Friedhof von Dar es Salaam gewesen, wo 25 Benediktiner Missionare und Schwestern begraben lagen: 10 davon sind im ersten Missionsjahr gestorben, 7 im zweiten, 1 im dritten, 4 im vierten, 2 im achten, und nur einer brachte es auf 10 Missionsjahre. Sie haben nicht bloß die „peregrinatio pro Christo“ (Wanderschaft für Christus), sondern auch den „mors pro Christo“ (Tod für Christus) auf sich genommen. Man hätte damals menschlich fragen können: Soll die Übung nicht abgebrochen werden? Ist es verantwortbar, sie weiterzuführen? Das christliche Trotzdem gab den Ausschlag, das nur in der Auferstehung Christi seine Rechtfertigung findet. Aus ihrem Opfer erblühte das Missionswerk dieser 100 Jahre.

Die Vertreter der zweiten Generation sind die Veteranen von heute, etwa P. Leodegar Olbrecht, den Senior der Peramiho-Gruppe, oder P. Alkuin Bundschuh, einen der Senioren der Ndanda-Gruppe, der mit seinen 84 Jahren immer noch an der Übersetzung des Neuen Testaments aus dem Griechischen und an verschiedenen Buchplänen arbeitet. Nebenbei gesagt: als ich vor genau 40 Jahren an meiner Dissertation über die christliche Terminologie im Kisuaheli arbeitete, schrieb ich ihm, um gewisse Auskünfte über seine Übersetzungsprobleme zu erhalten. Sein Antwortbrief begann so: „Also wieder einer mehr, der an uns armen Missionaren eine Magenspülung macht und dann glaubt, vom grünen Tisch aus etwas über Afrika schreiben zu können...“ – Die dritte Generation, das sind nun die jungen europäischen, afrikanischen, koreanischen, latein-amerikanischen Missionsbenediktiner, die „Zukunft aus empfangenem Erbe“ (Titel der Jubiläumsschrift) aufbauen wollen.

Diese kurze Spanne war zugleich auch eine sehr intensive Spanne. Die Pioniere zogen damals in kirchliches Niemandsland, aber an einem Ort nach dem anderen haben sie das heilsgeschichtliche Ereignis gesetzt, daß hier erstmals Eucharistie gefeiert wurde, wie es auf einem Gedenkstein für den 31. Juli 1898 auf dem Peramiho-Hügel festgehalten ist. Heute, wo man Auto, Zug und Flugzeug zur Verfügung hat, kann man es fast nicht glauben, wie man damals die ganze Gegend des heutigen südlichen Tansania zu Fuß durchwanderte und fächerartig Station um Station aufbaute. Das nachzulesen erweckt Verwunderung und Bewunderung. Um eine Ahnung von diesem äußeren und inneren Aufbau zu erhalten, müßte man das zweibändige Standardwerk von Sigfried Hertlein nachsehen: Wege christlicher Verkündigung. Eine pastoralgeschichtliche Untersuchung aus dem Bereich der katholischen Kirche Tansanias, Vier-Türme-Verlag Münsterschwarzach.

Rechtzeitig ist man dann in neue Missionsgebiete vorgestoßen, so nach Südafrika, Venezuela, Korea, Kenya und den Philippinen. Es lohnt sich, für diese 100 Jahre ein Triduum zu feiern und Gott dafür zu danken. Um so mehr ist man erstaunt, daß diese Spanne in eine derartige Krise ausmündete. Aber vielleicht könnte man hier das Wort Jesu abwandeln, das er im Zusammenhang mit der Krankheit des Lazarus sagte, und formulieren: „Herr, diese Mission, die du liebhabst, steht in Krise.“ Der Herr aber würde antworten: „Diese Krise führt nicht zum Tode, sondern dient zur Verherrlichung Gottes“ (Jo 11,4). Es handelt sich also nicht um eine Endkrise, eine Todeskrise, sondern um eine Übergangskrise, eine Wachstumskrise, um eine Krise als Zeichen des sich entfaltenden Lebens. Wir stehen insofern am Abschluß einer historischen Form von Mission und zugleich am Beginn einer neuen Phase, die in die Zukunft weisen und reichen wird.

II. Die neue Schau

Mit einem Satz kann man von der neuen Phase sagen, daß die europäische Aufbau-Mission übergeht in die afro-asiatische Kirche. Mehr detailliert kann man fünf Stichworte formulieren, fünf Akzente setzen, die etwas von dem Neuen aussagen.

1. Sukzession

Lange Zeit waren wir die Baumeister und Herren unserer Missionen. Die Zeit mußte kommen, um all das loszulassen, um die legitimen Erben in ihr Recht einzusetzen, um unsere Missionsstationen und Missionsabteilungen selbständige junge Kirchen werden zu lassen. In den letzten 20 Jahren ist es immer wieder zu diesem schmerzlichen und zugleich freudigen Abgeben von Missionsstationen an den einheimischen Klerus gekommen; zu diesem schmerzlichen und zugleich freudigen Zurücktreten ins zweite Glied, in den Dienst der jungen Kirchen; zu diesem schmerzlichen und zugleich freudigen Zurückkehren und Sterben der alternden Missionare. Sie lassen kein Vakuum zurück, sondern lebendige Kirchen.

Man darf nicht mehr länger die Welt zweiteilen und sagen: hier in Europa Kirche – dort in Afrika Missionen. Wir haben heute Kirche in sechs Kontinenten, Kirchen, die sich sehen lassen, die von sich reden machen, die die Zukunft der Kirche darstellen. Wir sind die Augenzeugen einer historisch neuen Kirchensituation. Die Kirche war 100 Jahre lang eine Westkirche. Zu Beginn dieses Jahrhunderts lebten noch 77% der Katholiken in der westlichen Welt und nur 23% in der südlichen Welt. Jetzt hat sich das Schwergewicht unversehens verlagert: 1970 zählte man schon 51% der Katholiken in der südlichen Welt, 1980 bereits 58%. Wenn dieser Trend anhält – und es ist wahrscheinlich – werden im Jahr 2000 rund 70% der Katholiken in der Dritten Welt beheimatet sein. Wir in Europa sind zu einem Seitenschiff der Weltkirche geworden.

Das ist inzwischen so sehr ins Bewußtsein eingegangen, daß auch Kardinal J. Höffner an der Deutschen Bischofskonferenz 1983 und an einer Pressekonferenz während der Bischofssynode 1983 in Rom darüber gesprochen hat.

Ohne Nachkommen zu sterben galt schon immer als ein Fluch, oder sagen wir als eine Prüfung. Die Kirche Europas kann sich als kinderreiche Mutter vieler jungen Kirchen ihres Alters freuen.

2. Inkulturation

Wir geben heute demütig und ehrlich zu, daß die Kritik an den alten Missionsmethoden wegen mangelndem Verständnis für die fremden Kulturen und Religionen berechtigt ist. Wir dürfen freilich beifügen: Europäismus war damals eben normal. Auch wir hätten damals so gedacht und gehandelt. Aber ebenso normal ist heute Inkulturation, Afrikanisierung, Asiatisierung des Christentums.

Das II. Vatikanische Konzil hat erstmals in der neueren Geschichte und darum noch recht zaghaft von „legitimer Pluriformität“ in Theologie, Liturgie und Disziplin gesprochen. Zehn Jahre später, nach der stürmischen Synode von 1974 über Evangelisierung in der Welt von heute, wird dieser Gedanke in „Evangelii nuntiandi“ schon viel mutiger ausgesprochen, nicht bloß als Recht, sondern als Pflicht der jungen Kirchen.

Freilich klaffen Theorie und Praxis noch weit auseinander. Das macht das Leiden des gegenwärtigen Kirchenaugenblicks aus. Es gibt immer noch Kreise, die neben dem römischen Modell nichts anderes als gültig anerkennen wollen. Die Vertreter Afrikas an der Römischen Synode 1983 gaben am Schluß eine gemeinsame Erklärung ab: „Gewisse Institutionen (man meinte Rom) hemmen die jungen Kirchen in ihrem Verlangen nach legitimer Autonomie und fruchtbarer Kreativität... Das macht unsere jungen Kirchen zerbrechlich und verwundbar.“ Rom soll gewiß für die Einheit besorgt sein, aber die Ortskirchen und ihre Bischöfe haben ebenso sehr Recht und Pflicht, ihre Sonderinteressen zu vertreten und für ihre Eigenart einzustehen. Es wird noch viel engagierten Dialog brauchen, um hier die harmonische Lösung zu finden.

Wir stehen offenbar erst am Anfang eines Prozesses, der durchbrechen wird. Für gewisse Leute ist die „lateinische Kirche“ zu einem absoluten Wert geworden. Sie bedenken nicht, daß es vor ihr jüdische und griechische Kirche gab und daß die lateinische Kirche sich erst im 3. und 4. Jahrhundert gebildet hat, als eine der möglichen Ausformungen der Kirche. Keine Kirche schöpft das Kirchesein voll aus. Man vergleiche nur die Verschiedenartigkeit der Ostkirchen und der lateinischen Kirche. So kommt wohl die Zeit, wo es in Afrika nicht mehr lateinische Kirche geben wird, sondern eben afrikanische, und in Asien asiatische und in Lateinamerika lateinamerikanische. Erst diese vielen verschiedenen Kirchen zusammen werden dann einigermaßen die „Katholikè“ in ihrer Fülle darstellen.

3. Interkommunikation

Während Jahrhunderten haben wir die anderen Religionen verurteilt, ohne sie von innen her zu kennen. Wir haben nur das Kerygma verkündet, nur Monolog geführt, nur geredet. Wir müssen vermehrt zum Dialog und zum Hören auf den Heiligen Geist übergehen, der zwar vor allem und in einmaliger Weise in Jesus Christus zu uns gesprochen hat, der aber auch durch alle Ereignisse und durch alle Religionen der Welt hindurch zu uns spricht. Es bedeutete eine historische Wende, als plötzlich ein Papst nicht mehr von den „Heiden, Götzendienern, Ungläubigen“ sprach, sondern Paul VI. bei der Eröffnung des Römischen Sekretariates für die nichtchristlichen Religionen 1964 jene Menschen „Gläubige anderer Religionen“ nannte. Seither gehört es zu den schönsten Entdeckerfreuden, in jenen Menschen echte Gottessucher zu sehen und mit diesen nichtchristlichen Partnern in fruchtbaren Austausch, ins Gespräch, in Interkommunikation zu treten, mit ihnen zusammen zu beten und zu glauben, daß sie alle bereits im Reiche Gottes, in Gottes Huld und Liebe leben. Der Umstand, daß bei diesem Triduum ein Dutzend buddhistischer und schintoistischer Mönche aus Japan gegenwärtig sind und an den liturgischen Feiern teilnehmen, zeigt, daß man in diesem Haus diesen Dialog ernst nimmt und fördert.

In einer utopischen Zukunftsschau kann man sehen, daß nicht bloß eines Tages die vielen Kirchen bei aller Verschiedenheit der kirchlichen Traditionen in Jesus Christus zur einen Kirche zusammenfinden – das Buch von Rahner-Fries, Einigung der Kirchen, reale Möglichkeit, Freiburg i. Br. 1983, gibt darüber nähere Auskunft –, sondern daß auch die vielen Religionen bei aller Verschiedenheit der religiösen Traditionen im einen Gott und Vater die eine Weltreligion darstellen werden. Das sind nicht bloß Ideen für Phantasten. Es handelt sich um ein heilsgeschichtliches Muß angesichts der fortschreitenden Säkularisierung der Welt.

4. Transformation

Es ist heute angenommene Tatsache, daß die Missionen schon längst Entwicklungshilfe betrieben haben, bevor das Wort geprägt war. Man denke nur an die Kulturzentren von Peramiho und Ndanda. Aber man betrachtete damals dieses Tun als Prä-Evangelisierung, als Mittel zum Zweck. Man wollte damit ein gutes Klima schaffen, damit die Leute dann zur eigentlichen Evangelisierung, zur Taufe, kämen. Die Bischofssynode von 1971 hat dann die klassische Aussage gemacht, daß Einsatz für Gerechtigkeit und Entwicklung ein wesentlicher Teil der Evangelisierung selbst sei. Es geht darum, die Liebe Gottes nicht bloß in Worten, sondern in Wirklichkeit zuzusagen und das brutale Leben in der Dritten Welt in ein menschenwürdiges und gotteswürdiges Leben zu verwandeln.

Die meisten der jungen Nationen sind vor gut 20 Jahren mit wehenden Fahnen in die Unabhängigkeit geschritten. Sie machten damals 20-Jahres-Pläne und sahen zwei Jahrzehnte eines programmierten Aufbaues vor sich. Heute

kann man feststellen, daß zwar vieles geschehen ist und aufgebaut wurde, daß aber gegenwärtig als Folge der Ölkrise, der Weltkrise, der ungünstigen Welthandelsbedingungen, der administrativen Ineffizienz, vieles wieder am Zerfall ist. Falls man jetzt wieder 20-Jahres-Pläne machte, müßte man ehrlicher Weise einkalkulieren, daß in dieser nächsten Zeit viele der neuen Siedlungen wegen Unachtsamkeit wieder baufällig werden, viele der neuen Straßen wegen mangelnden Unterhaltes fast unbefahrbar werden, viele der neuen Fabriken wegen mangelnder Ersatzteile und Rohstoffe halb stille stehen. Was hingegen im Vormarsch ist, das sind die Tropenkrankheiten, die man für fast ausgerottet hielt; die Arbeitslosigkeit, die bei der gesteigerten Schulmöglichkeit um so tragischer wirkt; die Kriminalität, die weitgehend aus Notwehr geschieht.

In einer solchen Lage genügt es nicht mehr, den Armen in ihrer augenblicklichen Not zu „helfen“. Sie müssen durch einen Prozeß der Bewußtseinsbildung zu sich selber geführt werden, daß sie ihren Befreiungsprozeß durchstehen und gerechtere Strukturen aufbauen. Vor allem die Christen dürfen die Hoffnung nie verlieren. Sie müssen merken, daß das Paschamahl, die Eucharistie, mit dem Exodus, also mit politischer und sozialer Befreiung zu tun hat; daß Jahwe nicht bloß ein Gott der Ewigkeit, sondern vorerst der Geschichte war und ist; daß also das gemeinsame Ringen einer Nation, um in kleinen Schritten aus der Not herauszukommen, mit Gott und mit Heilsgeschichte zu tun hat.

Wenn der Missionsauftrag der Kirche fortan im Sinn dieser vier Stichworte praktiziert wird, entzieht man aller Kritik an den Missionen plötzlich den Boden. Mission ist anders geworden. Sie tritt in neuer Gestalt den Weg in die Zukunft an. Jetzt kann man auch wieder neu vom 5. Stichwort reden.

5. Evangelisation

Während der zwei vergangenen Krisenjahrzehnte hielten viele Kreise Mission als passé. Jetzt merken wir plötzlich, daß wir sie nicht wieder neu postulieren müssen, sondern daß sie faktisch und leibhaftig neu vor uns ersteht: als Mission der jungen Kirchen! „Die Mission der Missionare wurde zur Mission der jungen Kirchen“ (O. Degrijse). Jene Länder, die bisher passiv von uns missioniert wurden, fangen nun selber an, aktiv zu missionieren. Die Missionskrise erweist sich also als relativ, als typisches Phänomen des Westens. Hier „mußte“ sie eigentlich kommen. Wehe, wenn Irland, Holland, Frankreich, Deutschland noch so viele Missionare aussenden würden wie vor 30 Jahren! Die jungen Kirchen würden händeringend abwehren: „Bleibt doch zu Hause, wir brauchen euch nicht mehr!“ Für einzelne Missionare, Botschafter zwischen den Kirchen, wird immer noch Bedarf sein. Aber in Scharen würden sie die einheimische Kirche ersticken. Man muß diesen jungen Kirchen Raum und Impuls geben, ihre eigenen Kräfte zu entfalten. Das tun sie auch. Gesamthaft wird heute mehr missioniert als je, weil nicht mehr bloß ein Kontinent Missionare aussendet, sondern alle Kontinente nun Hand

anlegen. „Lumen gentium, Ad gentes, Evangelii nuntiandi“ hatten also mehr Wirkung als man meinte, nämlich in der Dritten Welt.

Man müßte nun das Buch von Omer Degrijse lesen: Der missionarische Aufbruch in den jungen Kirchen, Missio, Aachen 1984. Erstmals wird hier systematisch und mit eindrucksvoller Dokumentation dargelegt, was in Lateinamerika, Afrika, Asien an missionarischen Aufbrüchen geschieht. Ein Buch, an dem man seine helle Freude hat. Es ist durchweht von einem frühlinghaften, pfingstlichen Zug. Der Autor glaubt annehmen zu können, daß es in zehn Jahren mehr nichtwestliche Missionare geben werde als westliche. Es wird plötzlich klar, daß die Kirche keineswegs am Ende ihrer Mission steht, sondern vielmehr am Beginn einer neuen und außergewöhnlichen Missionsära.

III. Die gegenseitigen Impulse

Bis zum Zweiten Weltkrieg hatte Europa politische, wirtschaftliche, kirchliche Impulse in alle Welt hinaus geliefert. Wir hatten den anderen Kontinenten auch das vorkonziliare, antireformatorische Kirchenbild vermittelt, freilich dann auch die konziliare Erneuerung, die dort z. T. besser ankam als bei uns. Nun ist es an der Zeit, daß wir vom Einbahn- zum Zweibahnssystem übergehen und von den jungen Kirchen rückwirkend ihre frischen Impulse annehmen.

Man redet hie und da davon, daß wir bald einmal von Lateinamerika, Afrika, Asien her neu missioniert würden. Da wäre meines Erachtens die letzte Nothilfe und setzte eine Kapitulation Europas voraus. Bevor wir von andern missioniert werden, sollen wir von ihnen inspiriert und zu neuem Leben erweckt werden. Das kann geschehen im dogmatischen, psychologischen, spirituellen Bereich.

1. Dogmatisch

Mission kann nie aufhören, weil die „Kirche ihrem Wesen nach missionarisch ist“ (AG 2, LG 1). Die Worte von Matthäus 28,18 klingen bis heute weiter. Sie können in die drei Imperative verkürzt und radikalisiert werden: „Geht! Lehret! Verwandelt die Welt!“

Nachdem wir die missionarische Aufbauarbeit in Übersee einigermaßen vollendet haben, merken wir plötzlich, daß sich auch bei uns, vor unserer Haustür, im eigenen Wohnblock, missionarische Aufgaben stellen. Das ehemals „christliche Abendmahl“ ist wieder Missionsland geworden, und man kann beifügen: das schwierigste Missionsland! Wo immer es kompakte Gruppen von Menschen gibt, die fern von der Kirche und fern von Christus leben, da ist missionarische Situation gegeben, da braucht es Missionare, die über die Grenzen der christlichen Gemeinde hinausschreiten und jenen Fernen die

letzten Sinnfragen des Menschen bewußter machen und ihnen die Antwort des Evangeliums geben. Es ist nicht normal, daß – in runden Zahlen gesprochen – 80% der Priester ihre ganze Zeit aufwenden, um 20% der Leute zu erreichen, die braven Kirchgänger, und die anderen 80% einfach links liegen lassen. Wir müssen lernen, die „missio ad extra“, die „ausländischen Missionen“, nicht mehr bloß geographisch zu verstehen, die man in 5000 km Distanz ausführen kann, sondern ekklesiologisch zu verstehen, so daß man überall da missioniert, wo Kirchenferne vor uns stehen. Es braucht wieder vom Geist erfüllte Männer und Frauen, die hier neue Initiativen ergreifen. Auch die jungen Kirchen mit ihrem missionarischen Elan können uns vielleicht helfen, unsere missionarischen Alters- und Ermüdungserscheinungen zu überwinden und gegenüber der neuen missionarischen Herausforderung neu aktiviert zu werden. Ich glaube, diesbezüglich schlägt vor allem die Stunde der Laien!

2. Psychologisch

Das Dogma garantiert uns: die Kirche *kann* nicht untergehen. Die Psychologie beschwört uns: die Kirche *darf* nicht untergehen!

Wir leben gegenwärtig in einer allgemeinen Depression. Bezüglich der Dritten Welt haben wir das schon erwähnt. Aber wir fahren alle im gleichen Boot, Auch wir sind gelähmt wegen der politischen Krise mit der sinnlosen und endlosen Kriegsrüstung wie noch nie, mit den schauerhaften möglichen Kriegskatastrophen wie noch nie; wegen der wirtschaftlichen Krise mit der Arbeitslosigkeit, mit den fast unlösbaren ökologischen Problemen; wegen der gesellschaftlichen Krise mit der Überalterung, der Einsamkeit, der Sinnlosigkeit; wegen der kirchlichen Krise mit dem Glaubensschwund, dem Nachwuchschwund, dem Autoritätsschwund.

In dieser Lage brauchen wir Kirche, Sakrament des Heiles für alle, Zeichen unerschütterlicher immanenter und transzendenter Hoffnung. Freilich soll man so Kirche sein, daß die Menschen an ihr und durch sie diese Hoffnung wirklich erfahren können. Wenn man dieses Postulat aufstellt, muß man immer daran denken, daß Kirche nicht bloß Hierarchie ist, sondern: Kirche, das sind wir! Die jungen Kirchen können uns da wiederum mit ihren glaubwürdigen Lebensmodellen aufmuntern, wie sie etwa in meinem Büchlein dargestellt sind: Sie folgten dem Ruf. Afrikanische Zeugen des Glaubens (Matthias Grünewald Verlag).

3. Spirituell

Wir können auch von den jungen Kirchen ihre fröhliche Gelassenheit und letztliche Gottesgebundenheit neu lernen. Wir westlichen Missionare waren ja bekannt als übereifrige Draufgänger, als effiziente Manager, als Männer und Frauen eher der Aktion als der Kontemplation. Für die neue Missionsära könnten von den jungen Kirchen her gewisse Korrekturen kommen, daß man mehr lächelnd, mehr vertrauend, mehr betend an die große Aufgabe herangeht.

Ich darf hier in eigener Sache etwas aussagen. Seit Ende 1983 wohne ich im Kapuzinerkloster Arth, einem „Haus der Stille“, wo sechs Brüder ein intensiveres Gebetsleben führen, an dem auch immer eine Anzahl Gäste als Kloster-auf-Zeit-Erfahrung teilnehmen. Ich fand, daß nach 30 Jahren des Reisens und Redens und Kämpfens eine solche Phase eine sehr sinnvolle Abrundung des Lebens sei. Natürlich bleibe ich durch meine Sympathie und Telepathie mit jenen verbunden, die an den Fronten des Lebens kämpfen. Ich darf sogar sagen, daß ich seither die Probleme von Welt und Kirche intensiver erlebe als vorher und überzeugt bin, daß manche Strukturen in Welt und Kirche nicht in direkter Konfrontation verändert werden können, wohl aber über den Heiligen Geist, der mit seinen Inspirationen die Menschen in jenen Strukturen bekehren und durch sie die Strukturen verändern kann. Beten wird somit eine Macht, über die man nicht lächeln, die man glaubend anwenden soll!

Damit kommen wir zum Schluß oder – nach den verschiedenen Ausblicken in die Zukunft – wieder zur Vergangenheit zurück, zu den Anfängen, denn die guten Elemente der Vergangenheit werden auch in die Zukunft eingehen. So war das alte benediktinische Losungswort „Ora et labora“ gut für die Vergangenheit, ist gut für die Gegenwart und wird gut sein für die Zukunft, für das zweite Jahrhundert von St. Ottilien, wozu ich meine persönlichen Glückwünsche ausspreche, auch die Glückwünsche der franziskanischen Ordensfamilie, die den Benediktinern die erste Behausung und Kirche, nämlich von Porziunkula, verdankte, die also damals schon von der benediktinischen Gastfreundschaft lebte, die auch dieses Triduum auszeichnet.